Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 22

Artikel: Jonas Truttmann. Dreiundzwanzigstes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672356

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XXXVI. Jahrgang | Zürich, 15. August 1933 | Heft 22

Mittagszauber.

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsschwüle
Auf Tal und Höh die Stille sich gebreitet,
Man hört nur, wie der Specht im Tannicht scheitet
Und wie durchs Tobel rauscht die Sägemühle.

Und schneller fließt der Bach, als such' er Kühle,
Die Blume schaut ihm durstig nach und spreitet
Die Blätter sehnend aus, und trunken gleitet
Der Schmetterling vom seidnen Blütenpfühle.

Am Ufer sucht der Fährmann sich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern
Und sieht ins Wasser, was die Wolken machen.

Jetzt ist die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fischer weckt; der Jäger hört ein Lachen,
Und golden sieht der Hirt die Felsen schimmern.

Hermann Lingg.

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Zahn. (Fortsetzung.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Nun war es in der Gegend schon sprichwörtlich, daß es keinen eigeneren und widerhaarigeren Menschen geben könne als Jonas Truttmann. Ein paar Schuldenleute hatten sich im Seegut Absagen geholt. Der Gemeinderat von Bergseeon hatte den Truttmann in der Steuer stark hinaufgeschraubt und mit ihm einen regelrechten Krieg führen müssen, ehe er sich zu zahlen bequemte. Es war ruchbar geworden, daß er der eigenen Schwester eine kleine Unterstützung abgeschlagen, und über die seltsamen Verhältnisse in seinem Hause, seine Tyrannei gegen die eigene Frau, seine Verschlossenheit gegen alle, die mit ihm leben mußten, wußte man in der näheren und weiteren Nachbarschaft gar wohl Bescheid. Man bedauerte Inocenta, und es gab Leute, die schrien, es mahne zu gerichtlichem Aufsehen, wie er sie geistig und körperlich zugrunde richte. Man wunderte sich auch, daß es überhaupt noch jemand bei ihm aushielt. Auch daß Jonas das Stafelgut, das er dem Bruder überlassen hatte, wieder an sich zog und Geni nicht mehr zurückkehrte, wirbelte Staub auf.

Aber die Franzi und Kaspar, der Knecht, harrten bei dem lahmen Seegutbauern aus; auch seine übrigen Dienstboten und Tagelöhner blieben bei ihm. Wenn man einen dieser letzteren fragte, bestätigte er vieles, was im Land herumgeschwatzt wurde. „Aber", fügte er wohl bei, „ein dorniger Kerl ist er, der Truttmann, doch auf Ordnung sieht er, zahlt recht und bringt sein

Gewerb vorwärts. So nimmt man eben manches in den Kauf." Vielleicht waren auch Franzi und Inocenta schuld, daß das Gesinde blieb, jene, weil sie gutes Essen gab und allerlei Steine zwischen den Dienstboten und dem Meister aus dem Weg räumte, diese, weil sie allen leid tat.

Franziska spürte wohl, wie Jonas der Welt gegenüber immer mehr in einen Winkel getrieben wurde. Keinen hatte er, keinen! Sogar der vernünftige und duldsame kleine Kaspar äußerte sich: „Es ist jammervoll, was der Truttmann für ein Leben führt. Nichts als Geld zählen und Geld zählen. Nichts als Bücher lesen, und wenn er auf dem Gut zum Rechten gesehen, sich in einen Winkel verkriechen! Ich weiß nicht, was mich hier noch hält."

Franziska las keine Bücher. Aber sie studierte in aller Einfalt an einer Schrift herum, die Jonas' Leben bedeutete. Sie beschäftigte sich mit nichts so oft und mit nichts so tief und gewann darin eine große Wissenschaft wie ein Gelehrter, der sein Leben einer einzigen Entdeckung widmet. Sie trug ahnungslos Schmerzen um Jonas wie die heilige Mutter um den Gekreuzigten. Oft wunderte sie sich, wie es ihm wohl zumute sein möge, wenn er so allein in seiner Stube saß. Und oft meinte sie, das Steintrümmerfeld oben am Rotstock, das im ganzen Lande ob seiner Trostlosigkeit und Öde das „Gwüst" genannt wurde, könne nicht öder sein als Jonas' Seele. Sie selbst kam auch nicht mehr an ihn heran, seit er ihr mit Fortschicken gedroht hatte, obgleich sie die einzige war, mit der er noch einigermaßen ausführlich sich über Dinge besprach, die mit dem Haushalt zusammenhingen.

Als sie ihre sorgenvolle Treue für ihn nicht mehr allein zu tragen vermochte, ließ sie dann und wann, vorsichtig zuerst, weil sie ja fühlte, daß sie offene Wunden berührte, ein Wort gegen Inocenta fallen.

So sagte sie einmal: „Ich muß Jonas die ersten Geranien ans Fenster stellen. Seit er die Blumen draußen nicht mehr anschaut, müssen sie zu ihm hereinkommen."

Und ein andermal: „Er hat eine seltsam glückliche Hand in allen Geschäftsdingen. Jedes Tier behält er, bis er damit den höchsten Preis herausholen kann. Wenn das Heu selten wird, hat er immer noch abzugeben. Das viele einsame Nachdenken ist also doch zu etwas gut."

Das erstemal horchte Inocenta nur auf, aber sie sprach das viele, was ihr auf die Lippen wollte, nicht aus. Aber das zweitemal holte sie aus den wenigen, im Zusammenleben mit Jonas gesammelten Erfahrungen einige Erinnerungen hervor und sagte: So sei er immer gewesen. Genau, überlegt in allen seinen Handlungen. Es habe ihr oft geschienen, er sei ein Mensch, der seine Gefühle wie in einer Faust halte, aber seinem Verstand keine Zügel anlege, sondern ihn, unabhängig vom Herzen, arbeiten lasse, so daß jede Rechnung genau stimmen müsse.

Franziska merkte erstaunt, daß Inocenta nicht mehr an sich selbst zu denken schien, daß sie Wünsche, Jonas möchte sich doch ihrer und des Kindes mehr annehmen, verwunden oder doch zurückgedrängt hatte, und langsam ging ihr die Erkenntnis auf, daß jene imstande war, sich in Jonas' Seltsamkeit einzufühlen.

Tastend, zögernd, voreinander scheu, kamen die zwei Frauen auf das Thema ihres Herzens, bis die Zeit nahte, da sie es einander anvertrauten, wenn Jonas bei Tisch mürrisch oder schweigsam gewesen, wenn ihm ein Geschäft besonders gelungen oder aus seiner Härte ein Gerede oder Streit entstanden war. Gemeinsam studierten sie nun an ihm herum, und Franziska gewahrte zu ihrer noch größeren Verwunderung, daß die junge Mutter, der ihr Kind Freude und viel Frieden gab, nicht etwa mit dem Gedanken oft zu dem blonden Geni ging, sondern bei Jonas war. Sie sah das nur als Mitleid an, wie es als ein wundersamer Blumenteppich in Frauenseelen blüht, aber manchmal fragte sie sich schon, ob es nicht noch etwas mehr sei.

Inocenta sprach einmal von ihren ersten Ehetagen: „Da hielt er meine Hand in der seinen und erzählte mir, was er für uns beide aufbauen wolle, daß wir gar keine Sorgen mehr hätten und etwa einmal eine Reise tun könnten, wie damals nach Einsiedeln. Auf dem Stafel wolle er dann ein Sommerhaus bauen, wie noch keines zu Bergseeon gestanden."

Sie wurde warm unter ihren eigenen Worten.

„Man mußte ihm glauben", fuhr sie fort; „denn man fühlte, daß er eine freudige Hoffnung auf die Zukunft hatte und daß er es zwar mir zuliebe so haben, aber doch auch sich selber damit wohltun wollte."

Franziska hörte ihr zu. Schau, schau, dachte sie. Wäre es möglich, daß ein Mensch körperliche Mißgestalt vergäße über einer reichen, armen Seele und daß ihm aus eigener Verstoßenheit etwas wie Liebe zu seinem Peiniger wüchse?

Sie drang in ihrer Einfalt nicht ganz in die Tiefe dessen, was sich vor ihr auftat, aber sie teilte von da an ihr Herz zwischen Jonas und Inocenta. Manchmal nachts lag sie wach und dachte nach, wie sie die beiden zusammenbringen könnte. Allein ihr blöder Kopf versagte. Sie schlief regelmäßig ein, ohne einen Weg gefunden zu haben. Sie traute sich selbst nicht viel diplomatische Kunst zu, aber sie litt unter ihrer Ohnmacht. Es quälte sie, wenn sie an Jonas' Einsamkammer vorüberging. Es quälte sie doppelt, wenn sie in Inocentas müde und vergrämte Züge schaute.

„Du mußt jetzt häufig zum Stafel hinauf", mahnte sie im Sommer Inocenta, „dort ist die Luft gut für dich und das Kind."

Aber sogleich fiel ihr ein, daß die Truttmannin dort an den fernen Geni ebenso wie an Jonas' Grausamkeit erinnert wurde, und sie schalt sich selbst um ihres unbeholfenen Rates willen.

Wie es dann kam, wußte eigentlich niemand recht zu sagen. Die junge Frau hatte sich wohl bei einer Wäsche erkältet. Sie fing an zu husten, zu fiebern, mußte sich zu Bett legen und die Franzi sandte zum Arzt. Der war ein junger, nicht gerade begabter Anfänger und fand die Sache nicht gefährlich, meinte, es werde bald vorbeigehen.

Es ging aber eben nicht vorbei.

Die Fieber wuchsen nicht. Aber der Husten wollte nicht weichen. Inocenta konnte wieder aufstehen, aber sie war müde. Ihr schmales Gesicht wurde zart wie ein weißes Rosenblatt. Zuweilen flogen ihr zwei Feuerlein auf die Wangen. Die Augen aber hatten einen prachtvollen, fast unnatürlichen Glanz. Es kehrte viel Schönheit in die Züge zurück.

Jonas hörte das Husten. Nicht nur bei Tisch. Es klang immer bald von innerhalb, bald von außerhalb des Hauses zu ihm herein, wenn er in seiner Kammer war. Er hörte es in den Nächten. Und manchmal, wenn er von einem Markte oder einer anderen Reise kam, scholl es ihm plötzlich von irgendeiner Hausecke entgegen, als begrüße ihn ein bellendes Hündlein. Es störte und erregte ihn, noch bevor die Franzi ihn eines Tages in die Küche zog und sagte: „Ihr habt mir zwar verboten zu reden, Ihr werdet mich vielleicht fortjagen, Truttmann, aber ich muß es Euch doch sagen, Ihr seid doch der Mann. Die Centi gefällt mir nicht."

Er konnte sich dem Eindruck nicht entziehen, daß etwas Ungewöhnliches sie aufwühlte. Es riß an seinem Innern, aber es riß nur alten Kummer auf, eine Brücke zu Früherem zurück baute es nicht. Er nahm irgendeinen Gegenstand auf, der herumlag. Die Franzi wußte nicht, ob er sie überhaupt gehört hatte. Den Rücken ihr zugedreht, sagte er: „Der Doktor ist ja dagewesen."

„Und wenn er nicht helfen kann?"

„Sag's dem Tschusepp," antwortete er.

„Und Ihr?" sagte sie, sich breit vor ihn hinpflanzend. „Ihr müßt doch einmal nach ihr sehen. Sie wartet auf Euch wie auf ihren guten Tag. Sie —"

„Sie wartet auf einen anderen," warf er ein; aber die Erregung und Entrüstung, die aus ihren Worten klangen, machten ihn stutzig.

Sie bezwang sich und trat ihm einen Schritt näher. Vertraulicher, mütterlicher fuhr sie fort: „Das wißt Ihr Mannsleute nicht, wie es mit einer Frau sein kann. Sie hat vielleicht einmal an einen zweiten gedacht und gehört doch dem ersten viel fester an, als sie gewußt hat. Aus — Achtung — und — aus Erbarmen —"

Sie fühlte, daß sie nicht den rechten Ausdruck für das fand, was sie sagen wollte. Es erhöhte ihre Unbeholfenheit. Umsonst suchte sie nach besseren Worten.

Das Wort Erbarmen aber klang übel an Jonas' Ohr. Er schwang den Gegenstand, den er in der Hand hielt — es war ein Herdhaken. Er warf sich vom langen Bein aufs kurze und wieder zurück auf jenes. Dann sagte er: „Gib dir keine Mühe! Da ist ein Schrund, ein ganz tiefer zwischen ihr und mir. Der tut sich nie mehr zu, nie mehr. Auch vor — vor dem Tod — nicht."

„Dann seid Ihr anders, schlimmer als ich gemeint habe."

„Ich kann dir nicht helfen. Du mußt mich eben auch noch allein lassen."

Er sprach das ganz ruhig. Vielleicht war es gerade die Schlichtheit seiner Worte, die Franzi ihm nachschauen ließ, wie er nun davon ging, und machte, daß sie keinen Zorn gegen ihn aufbringen konnte.

Jonas verließ die Küche. Er verließ auch das Haus. Wieder hörte er die Inocenta husten, als er unter den Fenstern vorbeihumpelte. Er lief in die Seematte hinab. Er lief hinter seinen hämmernden Gedanken her. In seinen Nerven zuckte es. Es schien vom Herzen auszugehen und rann bis in die Fingerspitzen. Dieser Husten! Dieser Husten! Sie war sehr krank, die Inocenta! Er dachte daran, wie sie in sein Haus

gekommen, und an den Tschusepp, ihren Vater. Er dachte an den Tag, da sie ihm zugesagt worden, an die Hochzeit und das — das Glück nachher. Und er dachte an ihre Ablösung von ihm. Es war alles gekommen, wie es hatte kommen müssen. Wie es sein Schicksal von Jugend auf gewesen war! Ja, ja, ja, der Geni hatte ganz recht gehabt: Wie hatte er es sich herausnehmen können, die Inocenta zur Frau zu begehren, die schöne Inocenta? Da gab es kein Flicken, kein Verschönern. Und — und — was hatte die Franzi gesagt — aus Erbarmen hatte die Centi vielleicht Verlangen nach ihm, haha — aus Erbarmen! So war es! Gerade so! Sein Lebenlang blieb er der Bettler, der von Almosen lebte. Aber mochte dem so sein — merken sollten sie es wenigstens nicht, daß er auch gern hätte sein mögen wie die anderen. Merken sollten sie nicht, daß er nach all dem darbte, was sie hatten und ihm geben konnten.

Aber der Husten! — Wie wunderbar das gewesen war, als Inocenta noch bei ihm war. Wie wunderbar, sie nur anzusehen. Und sie — sie sollte sterben! Herrgott, war das möglich, so jung — und sterben? Er hätte jetzt heimlaufen und sie anschauen mögen.

Aber sogleich lachte er sich selber aus. Hinlaufen, dachte er, damit er sähe, wie überflüssig er war!

Nun fiel ihm Geni ein. Der würde Augen machen! Der verlor sie auch. Noch sicherer verlor er sie, als er sie ihm hatte wegnehmen können.

Und auf einmal erinnerte er sich des Kindes. Er hatte es wider Willen ein paarmal zu sehen bekommen. Es hatte einen blonden Schopf wie — wie der Geni. Und doch wurde ihm immer warm, wenn er in die Nähe kam, immer als sollte er etwas zu dem Knaben sagen, als sollte er einmal sein kleines Händchen —

Jonas wußte nicht, daß er unter den auf ihn einstürmenden Gedanken schon zum drittenmal den Wiesenweg auf und ab gehumpelt war. Endlich fiel ihm ein, daß Arbeit auf ihn wartete. Er riß sich mit Gewalt aus seinen Grübeleien und trat den Rückweg an. Schon von weitem lauschte er, ob er Inocenta nicht höre. Er hatte Angst davor.

Aber er bekam die Kranke während der nächsten Wochen oft genug zu hören. Ihr trockener, verhaltener Husten scholl unablässig durch das Haus. Er fragte nie nach ihr, aber sobald er die Franzi irgendwo erblickte, versuchte er in ihren Zügen zu lesen, wie es um Inocenta stehe. Und das Gesicht der Magd schien ihm immer sorgenvoller zu werden.

Inocenta kam nicht mehr zu Tische. Sie müsse viel liegen, sagte die Franzi.

Jonas stand jetzt still, wenn er an Inocentas Tür kam, und horchte, während er sein eigenes erregtes Herz klopfen hörte. Dann wieder machte er sich fort aufs Feld, auch auswärts fort, um dem heimlichen Unwesen der Krankheit im Hause auszuweichen. Doch hatte er während solchen Fortseins nicht Ruhe; sondern brach manchmal plötzlich auf, um möglichst rasch wieder heimzukommen und Nachricht von Inocenta zu haben.

„Ich habe noch einen Doktor kommen lassen," erzählte die Franzi eines Tages bei Tische.

Jonas merkte, daß das in seiner Abwesenheit geschehen war.

„Die Centi sollte fort, in ein Sanatorium," berichtete sie weiter. „Aber sie will nicht."

Sie erwartete nicht, daß Jonas antworten würde. Sie war das schon gewohnt.

Kaspar, der Knecht, sagte: „Es ist furchtbar, ich höre sie unter mir die ganze Nacht."

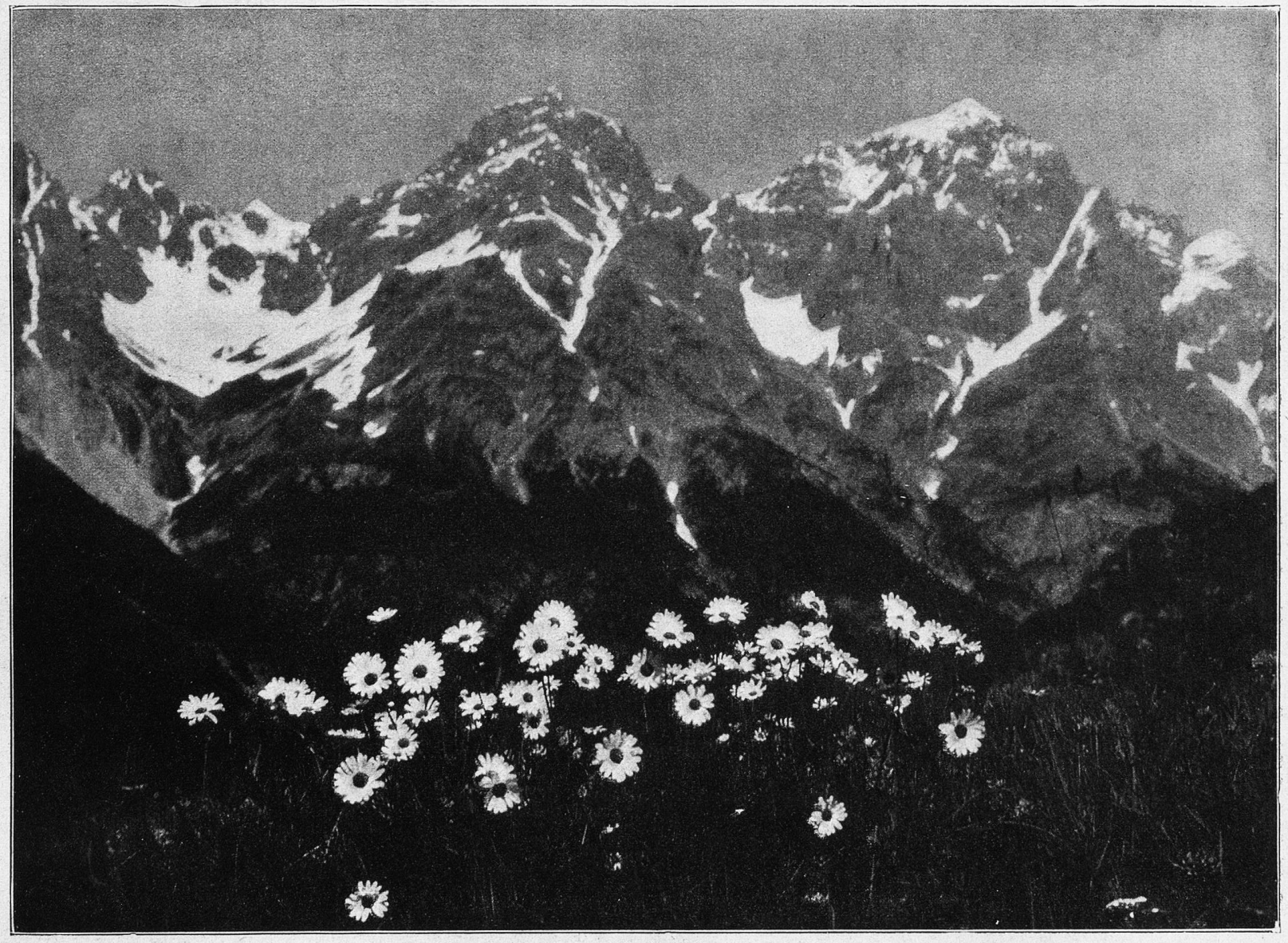
Viele Blicke wandten sich in diesem Augenblick Jonas zu. Er saß über seinen Teller gebogen und aß, als ginge ihn das alles nichts an. Aber er spürte die Blicke, und die Bissen quollen ihm im Munde. Alle, die mit ihm am Tische saßen, versanken vor seinem inneren Auge, und er sah nur Inocenta. Bleich lag sie in den Kissen, gequält vom Husten, mit großen, dunklen Augen, die feinen, schlanken Finger in die Decke geklammert, als ob sie Halt suchten. Er hätte sie aufsuchen und zu ihr sagen mögen: Stirb nicht, du! Bleib mir da! Aber er dachte, daß er dazu das Recht nicht habe, daß — wenn sie auch freundlich zu ihm gewesen und gar wieder gesund geworden wäre, es doch ihm selber nicht viel hätte ausmachen können, ihm, dem Gezeichneten und für die Welt nur halb Gültigen. Bald genug würde sie wieder nach dem anderen schauen, der alles hatte, was ihm selber fehlte.

Endlich litt es ihn nicht länger. Er stand auf und ging in seine Kammer hinüber.

Die vom Dienstvolk sahen einander an. Ob er wohl endlich einlenken würde?

Er aber war fern davon.

Die Tage reihten sich. Jonas spürte, daß eine seltsame Erregung durchs Haus ging. Eine Erwartung, vielleicht eine Trauer. Er wußte, daß der Doktor häufiger kam, aber er wich ihm aus. Er wollte nicht gefragt, nicht verständigt sein. Er bemerkte, daß die Franzi viel bei der Kran-



Schweizerischer National-Park, Blick auf die Pisocgruppe.

Phot. J. Feuerstein, Schuls-Tarasp.

ken saß. Er kam auch manchmal in der Küche über sie, während sie das Kind bei sich hatte, es auf den Armen trug oder im Korbwagen hütete. Aber er entlief auch solchen Begegnungen sogleich, fast wie ein Verbrecher, der sich vor Ertappung fürchtet. Er verstopfte die Ohren, er wollte das heimliche Wesen nicht hören. Des Nachts lag er schlaflos. Dann haderte er mit Gott: Jeder, der ein Gut auf der Welt hat, darf sich dafür wehren. Mir hast du den Weg verlegt, und ich muß von fern zusehen, wie es in Stücke fällt. Er war wie ein ans Kreuz Genagelter, der einen zweiten Sünder neben sich hat und sieht, daß der früher stirbt. Er wartete auf diesen Tod. Seine Lippen waren zernagt, zersprungen. So heftig preßte er seine Zähne hinein.

Inocenta ahnte von dem allen nichts. Sie hatte zu lange auf Jonas gewartet und lag nun als eine, die erschöpft und in dieser Erschöpfung wunschlos und ergeben geworden ist. Wäre der quälende Husten nicht gewesen und — der Gedanke an Joseph, den Knaben, sie würde friedlich und reglos den Vorbeizug der langen Stunden durchwartet haben. Anfangs dachte sie an keine Gefahr. Erst als sie aus Franziskas kleinen, verängstigten Augen die Ursache las und der Doktor häufiger kam, fragte sie die Magd: „Ist es schlimm mit mir?"

„Ich will dir einmal den Pfarrer rufen," antwortete die Franzi.

Da stutzte Inocenta und lächelte dann, als ob ihr etwas Liebliches gesagt worden sei. Über ihr schönes Gesicht huschte ein Glanz.

„Jesus Maria," flüsterte die Franzi in sich hinein.

Nun überfiel die Kranke eine kleine Rastlosigkeit. Sie richtete sich auf und zog den Korbwagen, in welchem das Kind schlief, näher zum Bett heran. Den Vorhang ein wenig lüftend, sah sie lange hinein, sprach aber nicht. Plötzlich sagte sie zu Franziska: „Kannst du einen schicken, daß er dem Vater sagt, er solle bei mir vorbeikommen?"

„Der Kaspar kann gehen," antwortete Franziska, und da sie Inocentas Ungeduld sah, suchte sie den Knecht und sandte ihn fort.

Zurückkommend, fand sie die junge Mutter außer Bett und über das Kind geneigt, das erwacht war. Sie spielte mit ihm. Die kleine Kinderhand umspannte ihren Finger. Aber aus ihrem Gesicht leuchtete die Angst. Sie wollte wissen, ob der Arzt heute noch komme.

Die Magd bestätigte es ihr.

„Ich muß ihn fragen", sagte Inocenta, „ob für das Kind keine Gefahr ist."

„Nein, nein," tröstete eifrig Franziska.

Die andere merkte, daß sie schon selbst den Arzt befragt hatte. Sie streichelte die rauhe, mütterliche Hand.

An diesem Abend kam der Tschusepp, der gerufen worden war.

Es ging eben nach einem heißen Tag ein Gewitter nieder, und Pinelli mußte erst seinen verregneten Hut ausschwenken und seinen Rock im Flur an den Nagel hängen, ehe er bei der Tochter eintreten konnte. Die Franzi, die ihm die Haustür aufgetan, ließ ihn allein zu Inocenta hineingehen.

Das Kammerfenster stand ein wenig offen; denn es war schwül, und die frische Luft, die von außen hereinquoll, tat gut. Halbdunkel herrschte, obschon der Tag noch lange nicht zu Ende war. Man hörte den Regen rauschen wie einen Strom und brauchte nur wenig gegen das Fenster zu treten, um einen mächtigen Nußbaum zu sehen, dessen Blätter von frischem Grün leuchteten und in dessen Krone ein Segen wandernder Tropfen von Blatt zu Blatt und Zweig zu Zweig ging.

Inocenta spielte mit dem Kinde, das auf der Decke vor ihr saß. Sie schwang eine kleine Glocke vor seinem Gesichte hin und her, und es lachte laut. Einmal war das Lachen fast ein Jauchzen. Gerade, als der Tschusepp eintrat.

Er wußte, daß die Tochter krank war. Aber er hatte sie wochenlang nicht gesehen. Das Gesicht der Franzi hatte ihm verraten, daß es nicht gut stehe. Aber das fröhliche Bild, das sich ihm bot, strafte seine Befürchtungen fast Lügen.

Er selbst trug sich ordentlich. Es war mitten in der Woche, und er hatte eine gute, arbeitsame Zeit; er war ganz nüchtern.

„Tag, Vater! Nehmt einen Stuhl," lud Inocenta ein.

Ein wenig scheu vor ihr, gehorchte er. „Ist er gesund, der Joseph?" fragte er.

„Er schon, aber ich nicht," antwortete sie und ließ sich in plötzlicher Müdigkeit in die Kissen zurücksinken.

Er setzte sich zu ihr ans Bett. „Es wird schon besser werden," tröstete er.

Sie antwortete darauf nicht, sondern fragte ihn nach seinem eigenen Ergehen und wo er gegenwärtig arbeite. Er erzählte ihr, daß er an einem Landhause zu tun habe, einem richtigen Herrensitz. Ein schwerreicher Mann baue es.

Sie hörte nur halb hin und betrachtete dafür sein blaurotes, gedunsenes, trunkverwüstetes, gutmütiges Gesicht. Augenscheinlich kam sie mit ihren Gedanken von weither. „Ich sterbe gern," sagte sie plötzlich.

„Rede nicht so," mahnte er mit erstickter Stimme.

„Das Leben ist nicht so schön, daß es einen reuen könnte," fuhr sie leise fort. „Ich sollte nur nicht zwei da lassen müssen, die sonst niemand haben, der für sie sorgt."

Sie legte ihre freie Hand nun auch noch auf seinen Arm und lag so zwischen Kind und Vater, beide im Geiste gleichsam führend.

„Legt Euch nicht mehr in den Wald," mahnte sie den Tschusepp. Sie sagte nicht: Laßt das Trinken; denn sie hatte keine Hoffnung, ihn zu ändern, war auch geneigt, ihm sein Laster zu gönnen, weil er auf der Welt doch nicht viel anderes hatte. „Ich fürchte immer, Ihr könntet einmal nicht mehr heimkommen," fügte sie hinzu.

Ihre Augen suchten die Decke. Sie sah in die Zukunft: Der kleine, alte Säufer lief ins Land hinaus in einer kalten Nacht, legte sich nieder und schlief ein. Niemand fragte nach ihm. Es vergingen Tage, bis man ihn fand.

Das Kind auf der Decke plauderte wie ein Bächlein in der Felsenkluft.

Inocenta hörte die kleine Stimme, deren Laute noch unverständlich waren. Wer würde sich des Knaben annehmen? dachte sie. Geni? Ihn hätte sie eigentlich gern in des kleinen Joseph Nähe gewußt, damit dieser auch ein so heller Mensch würde! Aber — es blieb wohl nur die Franzi. Die — das wußte sie — würde nicht versagen. Wenn nur Jonas das Kind auch fürder im Hause duldete! Jonas! Wieder erfaßte sie Unrast. Was würde aus Jonas werden?

Alle die Zeit betrachtete der Tschusepp die Tochter. Ihr Schweigen war ihm unbehaglich, das offenbar Gefährliche ihrer Krankheit bedrängte ihn. Vor lauter Verlegenheit, was er tun und sagen sollte, kramte er seine Pfeife aus der Tasche und begann sie zu stopfen.

Inocenta wehrte es ihm: „Nicht rauchen," sagte sie, „der Husten."

Er gehorchte sogleich und ganz erschreckt.

Da trat die Franziska ein. „Es steht ein Glas Most für Euch in der Küche," sagte sie zu Pinelli.

Er war froh, fortzukommen.

Inocenta reichte ihm die heiße Hand.

„Denkt an das, was ich gesagt habe," mahnte sie. Er versprach es. Aber er wußte schon nicht mehr, worum es sich handelte. Dafür packte ihn plötzlich der Gedanke, daß er die Tochter zum letztenmal gesehen haben könnte. „Trage dir Sorge," sprach er ihr zu, und seine kleinen Augen waren noch wässeriger als sonst.

Inocenta lächelte still. Welch ein Kind er ist! dachte sie.

Indessen verließ er die Kammer.

Die Franzi nahm den Knaben vom Bett auf und setzte ihn in sein Wägelchen zurück. Dann wollte sie dem Tschusepp nachgehen.

Aber Inocenta hielt sie mit einem Wort zurück. „Mir ist angst um den Vater," sagte sie aus der Unruhe heraus, die sie erfaßt hatte.

„Ich werde manchmal nach ihm sehen," versprach Franziska.

Da suchte die Kranke mit dem Blick den Knaben. Und die Franzi bemerkte auch das und nahm das Kind auf den Arm. „Wir zwei kennen einander," sprach sie, und es war wieder wie ein Versprechen, daß sie eine Hut übernehmen wolle.

Dann nahte sie sich abermals der Tür.

Und abermals hielt Inocenta sie zurück. „Sag ihm — daß es nicht wahr ist, was er von Geni und mir denkt," sagte sie.

„Ich werde es ihm sagen," antwortete die Franzi. Dann verließ sie die Stube.

Inocenta lag still da. Jonas, dachte sie, Jonas. Ihre Gedanken spürten ihm nach wie jagende Hündlein.

(Fortsetzung folgt.)

Stilleben.

Durch Bäume dringt ein leiser Ton,
Die Fluten hört man rauschen schon,
Da zieht er her die breite Bahn,
Ein altes Städtlein hängt daran

Mit Türmen, Linden, Burg und Tor,
Mit Rathaus, Markt und Kirchenchor;
So schwimmt denn auf dem grünen Rhein
Der goldne Nachmittag herein.

Im Erkerhäuschen den Dechant
Sieht man, den Römer in der Hand,
Und über ihm sehr stille steht
Das Fähnlein, da kein Lüftchen geht.

Wie still! nur auf der Klosterau
Keift fernhin eine alte Frau;
Im kühlen Schatten nebendran
Dumpf donnert's auf der Kegelbahn.

Gottfried Keller.